

Allerlei sprachliche Bemerkungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **5 (1921)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

tungssprache vereinzelt, die Kaufmannssprache aber noch häufig Inversionen aufweist.“ Es ist dem Verfasser der „Schweizerdeutschen Amtssprache“ sogar aufgefallen, daß in Satzverbindungen häufig ein „es“ als „vorläufiges Subjekt“ eingeschoben wird, wenn dem Schreiber die Nachstellung des eigentlichen Satzgegenstandes tunlich erschien: „Die amtlichen Sendungen sind portofrei, und es sind die Pakete (statt: und die Pakete sind) auch von der Bestellgebühr befreit.“ In einem solchen Fall würden wohl die meisten Kaufleute das „es“ noch weglassen, ja, sie würden bei gleichbleibendem Satzgegenstand sogar ein völlig überflüssiges „derselbe“ einschieben, damit es „echt kaufmännisch“ klinge: „Die erste Lieferung ist soeben erschienen und liegt dieselbe in allen Buchhandlungen zur Einsicht auf.“

„Echt kaufmännisch“! Warum soll ein Brief nicht „echt kaufmännisch“ aussehen? Er soll sogar echt kaufmännisch aussehen, wenn er von einem Kaufmann ist. Aber die Kennzeichen eines Stils, einer Standessprache sollen irgendwie innerlich berechtigt sein und gegen die Regeln der Sprachlehre wenigstens nicht mehr als nötig verstoßen. Der Soldat darf knapp schreiben, der Beamte würdig, der Gelehrte weitläufig, der Künstler kühn, der Kaufmann höflich, aber warum soll der Kaufmann sagen: „und habe ich“, wenn „unser besten Schriftsteller“ auf der einen Seite und auf der andern Seite der Mann, der weiter nichts hat als seinen gesunden Menschenverstand und eine tüchtige Volksschulbildung, sagen „und ich habe“? Diese Wortstellung widerspricht nun einmal, mag sie auch seit tausend Jahren im Deutschen ihr Dasein fristen und sogar bei Luther austauschen, heute dem Gefühl des sprachlich unverbildeten und des gebildeten Menschen und das ganz ohne Not. Es mögen sprachgeschichtliche Ueberlieferungen unbewußt mitwirken, stärker wirkt dabei wohl eine grammatikalische Verwechslung zwischen Bindewort und Umstandswort, dazu die Eitelkeit, die glücklich ist, irgend etwas „Extraes“ zu haben, und dann freilich auch die kaufmännische Höflichkeit, die den Satzgegenstand „ich“ so weit als möglich zurückzieht bis zum „grammatikalischen Selbstmord“, der völligen Weglassung; das ist aber mehr höflich als höflich. Sprech-Natur und Sprech-Kunst, Bauer und Dichter verhalten sich hier gleich, — wir ändern „je nach Vorliebe“!

Im Amtsstil scheint also die Umstellung wirklich im Rückgang zu sein, und vor zehn Jahren fand Engel schon, daß „gebildete Kaufleute“ „schon nicht mehr“ so schreiben. Jeder von uns hat Gelegenheit, im eigenen Sprachgebrauch und durch Beeinflussung anderer an der Ausrottung dieses Bürobazillus mitzuwirken; der Fall ist erfreulich als Beispiel dafür, daß doch „etwas zu machen“ ist, d. h. daß man die Sprache beeinflussen kann, und wenn's dabei einmal etwas verb zugeht wie bei Wustmann — ein kräftiger Tadel des Schlechten wirkt gelegentlich stärker als hundert Beispiele des Guten. Ist die Umstellung im Amtsstil darum verschwunden, weil die heutigen Beamten mehr „beste Schriftsteller“ lesen als ihre Vorgänger?

Gelegentlich noch etwas Grundfäßliches über „Sprachschulmeisterei“ und „Sprachpolizei“. Zum Schlusse nur ein fröhliches Beispiel der Umstellung aus Engels „Stilkunst“: (Aus einem Manöverbericht) „Uebrigens ziehen schon vorher unsere Jägerpatrouillen aus und säubern die diensttuenden Offiziere und Feldwebel (nämlich:) das Gelände.“

Deutschschweizerische Schule Muraltolocarno.

Dem letzten Jahresbericht dieser Schule und persönlichen Mitteilungen ihres Vorsitzenden entnehmen wir, daß die Schülerzahl von 40—45 rasch auf 65—70 gestiegen ist und letztes Jahr 65 betrug, von denen nur 5 Ausländer waren. Für diese Schülerzahl sollte eine dritte Lehrkraft und ein drittes Schulzimmer beschafft werden. Der Schulverein hatte aber bisher Mühe genug, die Betriebskosten zu decken; die Gemeinde Muralto, die ihr bisher unentgeltlich zwei Schulzimmer zur Verfügung gestellt hat, kann wegen eigenen Platzmangels auch nicht weiter gehen. Die einzige Aushilfe ist ein Schulhausbau, womöglich gemeinsam mit der Schulgemeinde Muralto; für die Beschaffung des Geldes erwies sich als einziges Mittel eine Lotterie. Der Vertrag mit der Unionbank A.-G. in Bern gewährleistet dem Schulverein einen Reingewinn von 120,000 Franken; die Bürgschaftsumme für richtige Durchführung ist in Bellinz hinterlegt worden. Leider haben gerade die größten deutschschweizerischen Kantone, Zürich und Bern, die Bewilligung zum Losverkauf nicht erteilt, so daß der Vertrieb sehr langsam vor sich geht. Das Los kostet 1 Franken, eine Serie von 5 Losen (zu 5 Franken) enthält ein Los mit Fr. 1.50 Gewinn und ein Los, das an der zweiten Ziehung bei der Verteilung der Hauptgewinne von 5 bis 20,000 Franken teilnimmt. Den Losverkauf besorgt die Unionbank A.-G. in Bern.

Allerlei sprachliche Bemerkungen.

Eindruck und Einfluß. Wie oft werden in Schulaufgaben diese beiden Wörter verwechselt! Man kann z. B. lesen: „Die Nachricht hat einen großen Einfluß auf mich ausgeübt“ statt: „einen großen Eindruck gemacht“. Häufig wird auch das falsche Zeitwort gesetzt: „einen großen Eindruck ausgeübt“. Einen Eindruck macht man, einen Einfluß übt man aus. Ist das ein Zufall oder liegt es in den Wörtern selbst? Suchen wir einmal das Bild festzuhalten. „Einen Eindruck machen“ heißt eigentlich auf einen Gegenstand drücken, daß die Spuren daran sichtbar sind, z. B. die Fingerspuren auf einer weichen Masse, wie etwa Lehm. Diese Spuren können wieder getilgt werden. Der Eindruck ist also etwas Augenblickliches, Vorübergehendes. Einen Einfluß übt z. B. der Lehrer auf den Schüler aus, indem gleichsam sein Geist auf ihn hinüberfließt. Es ist also etwas Bleibendes; daher auch das kräftigere Zeitwort. Suchen wir, allen Leuten einen guten Eindruck zu machen und auf viele einen guten Einfluß auszuüben!

H. St.

An leichtem Stabe.

So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

So lesen wir in Schillers „Kranichen des Ibykus“. Sollte es nicht heißen: „am leichten Stabe“? Gewiß würde das manchen Leuten ihr in diesem Punkte mangelhaftes Sprachgefühl nicht verbieten. „Im schwarzen, flatternden Gewande durchzog sie die Länder“, schreibt Prof. Dr. R. Steck, ein sonst guter Stilist, von der ihre Tochter Proserpina suchenden Göttin Ceres (Schweiz. Reformblätter 1919, Nr. 17, S. 130). Karl Bleibtreu sagt (Jena und andere Novellen, Reclam, S. 7): „Im leidlichen Französisch“. „Nicht nötig, Herr General“, erwiderte der Pre-

diger im leidlichen Französisch.“ Hier ist es doch sonnenklar, daß es heißen muß: „In leidlichem Französisch“; denn sein Französisch ist ja nicht bekannt, und so ist es in obigem Beispiel, wo es heißen muß: „In schwarzem, flatterndem Gewande.“ Demnach hat Schiller unbedingt recht, wenn er sagt: „So wandert er, an leichtem Stabe.“ Denn es handelt sich eben um keinen bestimmten Stab; folglich ist das Geschlechtswort nicht am Platz, und darum muß das Eigenschaftswort in der starken Form stehen.

H. St.

Textänderungen. „Wo das Herz voll ist, da geht der Mund über“, hört man oft fälschlich die Worte Matth. 12, 34 und Lukas 6, 45 „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über“ anführen. Der feinere Sinn geht bei dieser oberflächlichen Anwendung verloren: Wo von das Herz voll ist, davon überfließt der Mund, d. h. der Mund kann den Ueberfluß des Herzens, die überströmenden Gefühle, nicht bei sich behalten. Nicht auf das wo, sondern auf das was kommt es dabei an.

Studenten singen den Schluß der letzten Strophe von Goethes „Ergo bibamus“ meistens falsch, nämlich: „Er führet die Freunde durchs offene Tor.“ Durch diese plumpe Vergrößerung wird das dichterische Bild ganz verdunkelt. Goethe sagt: „Er (der heutige Tag) führet die Freunde durchs offene Tor.“ Darauf deutet schon die folgende Zeile:

„Es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor.“

Die singenden Studenten denken offenbar nur an die Freunde, die zum Kommers kommen, und sind in dieser Stimmung nicht aufgelegt, über den Sinn des Liedes, dessen Goetheschen Ursprung wohl die wenigsten kennen, nachzudenken; das Gedicht wird also gewissermaßen als Volkslied behandelt und demnach beliebig abgeändert. Bei der trinkseligen Stimmung, die das Lied atmet, hat das vielleicht auch nicht so viel zu sagen.

In einem andern Studentenliede, „O alte Burschenherrlichkeit“ wird ebenfalls das Bild gestört. Die vorletzte Strophe schließt mit den Worten:

Die alte Schale ist nur fern,
Geblieden ist uns doch der Kern,
Und den laßt fest uns halten!

Die letzte Zeile wird meistens gesungen: „Und den laßt fest uns halten.“ Kann man sich an einem Kern halten? Das würde voraussetzen, daß der Kern stärker wäre als wir und uns also zur Stütze diene. Scherzhaft sagt man wohl, indem man jemandem einen Apfelschnitz oder dergleichen überreicht: „Se, heb di dra!“, wobei man sich aber des Widersinns wohl bewußt ist. Denkt man bei den Worten: „Und den laßt fest uns halten“ an gar kein Bild, sondern an Ausdrücke wie: „Ich halte mich an meinen Freund“ oder: „Ich halte mich an das Bier“, die ursprünglich allerdings auch bildlich gemeint sind?

Zweierlei müssen wir feststellen: erstens daß im allgemeinen der Sinn für die dichterische Bildersprache außerordentlich abgestumpft ist, zweitens daß sich falsche „Lesarten“ mit einer Zähigkeit behaupten, die einer bessern Sache würdig wäre.

H. St.

Gang und gebe. In meinem Beitrag zu den Volksbüchern des Sprachvereins, nämlich in Heft 8: Hochdeutsch als unsere Muttersprache, habe ich den Ausdruck Gang und gebe zu den durch schweizerischen Einfluß in die Schriftsprache gelangten Wörtern gezählt. Das war unrichtig. Schon daß der Ausdruck ein Mal in der Lutherbibel (1. Mose 23,16) vorkommt, wohin er freilich allenfalls auch bei einer der nicht we-

nigen Neubearbeitungen späterer Zeit gelangt sein könnte, hätte mich vorsichtig machen sollen; ich dachte indessen nicht daran. Jetzt finde ich ihn aber an einem Ort, wo von schweizerischem Einfluß nicht die Rede sein kann, nämlich in den Privilegien, die der König von Dänemark im Jahr 1460 bei seiner Wahl zum Herzog von Schleswig und Holstein seinen dortigen niederdeutschen Untertanen gewähren mußte. Er verspricht da, „in desse landen nene munte setten sunder sodan alse to Lubeke unnd Hamborch genge unnd gebe is“. (So bei Joh. Brock, Die Vorgeschichte der Schleswig-Holsteinischen Bewegung von 1848. Göttingen 1916.)

Eduard Blocher.

Vom Strichpunkt oder Semikolon.

Es ist nicht schwer zu beobachten, daß im Gebrauch des sogenannten Semikolons eine große Unsicherheit herrscht. Ganz begreiflicher Weise, denn für dieses Satzzeichen sind die Regeln nicht so einfach und gebieterisch wie für die andern. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, ich glaube aber bemerkt zu haben, daß der Strichpunkt von vielen Leuten kaum mehr gebraucht wird, und daß an seiner Stelle der einfache Strich, das Komma vorgezogen wird. Das ist aber eine arge Vernachlässigung und erschwert nicht selten das sinngemäße und schnell verstehende Lesen. Die folgenden, einem gut geschriebenen geschichtlichen Werk aus den letzten Jahren entnommenen Beispiele zeigen deutlich, daß das Komma den Strichpunkt nicht ersetzen kann.

„Aber des Sieges gewiß durften sie doch nicht sein, war der Gegner klug, so brauchte er nicht zu verzagen.“

Jedermann sieht, daß hier das erste Komma durch einen Strichpunkt zu ersetzen ist, denn der Leser muß nach „sein“ stärker absetzen.

„Nicht genug mit der materiellen Not der Zeit, die über Nacht die Existenz des Einzelnen vernichten konnte, auch die Grundlagen des politischen Daseins wankten, Entwicklungen, die früher durch Menschenalter sich hingezogen hatten, eilten jetzt fieberhaft beschleunigt vorwärts über alle bestehende Ordnung hinweg, was felsenfest gegründet schien, geriet ins Wanken, stürzte zusammen.“

Dieser Satz entbehrt der übersichtlichen Gliederung durch Zeichensetzung. Soll er nicht hastig und tonlos gelesen werden, so muß der Verfasser nach „wankten“ und nach „hinweg“ einen Strichpunkt setzen, insbesondere nach „hinweg“, damit dem Leser rechtzeitig klar wird, daß nicht das Hinwegeilen felsenfest gegründet geschienen hat, sondern etwas andres, wovon erst nachher die Rede ist.

Ein ähnlicher Fall liegt vor in den folgenden Beispielen.

„So verzichtete man diesmal auf alle liberalen Forderungen, soweit überhaupt solche erhoben wurden, lehnte man sie ab.“

Nach Forderungen ist ein Strichpunkt zu setzen.

„Keinem dieser Führer kam in den Sinn, daß jeder Staatsbürger das gleiche Recht haben könne oder gar solle, mitzuregieren, gleichviel ob er die nötige politische Bildung besitze oder nicht, allen waren soziale Wertunterschiede und ihre politischen Konsequenzen eine Selbstverständlichkeit.“

Nach „nicht“ muß ein Strichpunkt gesetzt werden, damit man rasch versteht und richtig betont.

Außer dem stark trennenden Punkt und dem kaum trennenden Komma bedürfen wir des Strichpunktes.